

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 43 (1956)
Heft: 5: Zentren des Gemeinschaftslebens

Artikel: Hauptstadtgedanken
Autor: Wagner, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Prof. Dr. ing. Martin Wagner berührt in dem für unsere Zeitschrift verfaßten Aufsatz Grundfragen der Stadtgestaltung, die unseres Erachtens bisher zuwenig beachtet wurden. Wir bringen daher diese Ausführungen mit besonderem Dank an den Verfasser zum Abdruck. Aus naheliegenden Gründen – Martin Wagner wirkte bekanntlich bis zu Beginn der dreißiger Jahre als Stadtbaurat von Groß-Berlin – bezieht er seine Betrachtungen im wesentlichen auf deutsche Städte, deren Schicksal ihn heute nach wie vor interessiert. Zusammen mit manchen anderen prominenten deutschen Architekten und Planern verließ er das der Schaffensfreiheit beraubte Land, um in den Vereinigten Staaten ein neues und erfolgreiches Arbeitsfeld zu finden. Bis vor kurzem hatte Prof. Dr. M. Wagner den Lehrstuhl für Stadtplanung an der Harvard-Universität in Cambridge inne, wo er, wie schon in früheren Jahren, enge mit Prof. Walter Gropius zusammenwirkte. Nun ist er in den Ruhestand getreten, was ihn aber nicht davon abhält, mit unvermindertem Interesse aktiven Anteil an den Problemen heutiger Stadtplanung zu nehmen. Die Redaktion

1.

Martin Wagner

Hauptstädte sind die Herzkammern der Volkskörper. Die Größe des Körpers ist wohl gewöhnlich auch bestimmend für die Größe seiner Herzkammern. Aber es sind doch nicht Quantitäten allein, die Großstädte als Hauptstädte qualifizieren. Hauptstädte werden doch auch von anderen Einflußfaktoren bestimmt, wie zum Beispiel dem Regierungssystem, dem Volkseinkommen, dem Grad der Technisierung, dem Geltungsbedürfnis der Regierenden und dem Ausdrucksbedürfnis der Regierten. Im allgemeinen kann man aber sagen, daß das Energiepotential eines Volkes (das sich mit der Kopfhöhe und dem Volkseinkommen ausdrücken läßt!) vorzugsweise das Quantitative aller Hauptstädte bestimmt, während das Geltungs- und Ausdrucksbedürfnis die Qualität der Metropolen zu beherrschen pflegt.

Hauptstädte, in denen das Ich eines Herrschers, Königs und Gottes mit dem Wir eines tief wurzelnden Gemeinschaftsgeistes auf einen harmonischen Ausgleich abgestimmt war, hatten – wie bei den Inkas und Mayas – denn auch die bestmögliche Form ihrer Zeit erreicht. Man müßte schon Beispiele aus dem Tierreich der Bienen, Termiten und Ameisen anführen, wenn man verstehen will, mit welchen Kräften zivilisierte Völker ihr Geltungs- und Ausdrucksbedürfnis befriedigen und ihr quantitatives Tun in die höchstmöglichen Höhen qualitativer Formung erheben. Dem Materialisten von heute scheinen solche Formen des Volksausdrucks ganz nebensächlich zu sein; konfrontiert man ihn aber mit klassischen Beispielen eines völkischen Formausdrucks, dann liegen sie ihm wie ein Alpdruck auf der Seele. Hier nur zwei solcher Beispiele:

Wir wissen noch sehr wenig über die Stämme in England, die um 2000 vor Christi Geburt die 28 Tonnen schweren «Sarsen-Steine» von Wales nach Stonehenge in die Ebene von Salisbury schafften. Wir können jedoch mit Sicherheit annehmen, daß die 10 Meter hohen Steinkreise einem religiösen Ritus dienten, der – dem Wesen nach! – dem der ägyptischen oder mexikanischen Pyramiden nicht unähnlich war, ja selbst dem religiösen Ausdrucksbedürfnis nahestand, wie es sich in den Kathedralen des Mittelalters ein Denkmal setzte. Jedenfalls erreichte das Ausdrucksbedürfnis der englischen Stämme um Stonehenge um 2000 vor Christus unter der Führung von Fürsten und Priestern eine der Zeit entsprechende höchstmögliche Formvollendung.

Das zweite Beispiel mag dem asiatischen Kulturkreis entnommen werden. Die Tibetaner, deren Existenz doch so völlig auf der mageren Landwirtschaft eines Gebirgslandes gegründet war, erbauten sich auf dem Bergücken von Lhasa (ähnlich dem Macchu Picchu der Inkas in Peru) von 1641 bis 1689 ein hohes Schloß, Potala genannt, das dem Menschen-Gott Dalai Lama als Regierungs- und Wohnsitz diente. Fragt man aber einen heutigen Eingeborenen, wie es möglich gewesen sei, in einem so armen Lande wie Tibet, das im Jahre 1650 nicht viel mehr als 200000 Einwohner gezählt haben konnte, ein Bergschloß in den Himmel zu bauen, dann antwortet er: «Nun, wer sonst als die Götter hätten diesen Bau, Steinblock für Steinblock, 100 Meter hoch in den blauen Himmel bauen können – zumal in einer Nacht!» Tatsache aber ist, daß jeder Bürger von Tibet sich um 1650 noch verpflichtet fühlte, Steine für sein Gotteshaus heranzuschaffen. Und ähnlich himmelwärts gerichtet entstanden doch auch alle Pagoden, Tempel und Kathedralen! Und sie entstanden doch nicht nur auf Befehl von Diktatoren, sondern auch als Traumwünsche der Regierten! Setzte doch der kleinste Gefühlsfunke in ihnen Muskeln in Bewegung, die aus den Felsen Quader brachen und aus den Quadern Tempel machten.

Aber ohne diese Traumwünsche des gesamten Volkes gibt es nun einmal keine echten völkischen Symbole, keine Bergesspitzen und Turmspitzen und Amtsspitzen, die das Individuum dazu veranlassen könnten, über seine eigenen Kräfte hinaus zu leben und sich dem Ganzen der Gemeinschaft zu opfern. Daß Diktatoren diese Wunschträume des Volkes so oft mißbrauchten und sich mit ihrer Hilfe auf ihnen nicht zustehende Höhen der Macht und des Reichtums emporlebten, ist doch noch kein Beweis dafür, daß im Volke keine Wunschträume existieren und daß das Positive nicht erstrebenswert sei, weil es auch an ein Negatives gebunden ist. Das Volk braucht beides: braucht seinen Sonntag, wie seinen Alltag! Sein ganzer Lebensrhythmus will nun einmal von Symbolen geleitet werden, die auf Paradiese deuten. Nicht umsonst hat Mutter Natur dem Positiven der Ethik, der Politik, der Religion, der Kunst usw. eine Form gegeben, die lockt und emporzieht und die neue Zyklen des Lebens auf höherer Ebene entstehen läßt.

2.

Just aus diesem Grunde haben Städtebauer mit dem Schönen, dem Erhabenen, dem Erhebenden und dem Attraktiven ebenso zu rechnen wie mit dem rein Physischen, Materiellen, Technischen und Finanziellen. Und dieses um so mehr, weil jede Attraktion der Form, der Farbe oder der Dimension auch «Renditen» erzeugt, die den Inhaber solcher Formen, Farben oder Dimensionen mit laufenden Einnahmen versehen. Keineswegs aber wollen wir diesen Hinweis auf die Einträglichkeit von Attraktionen dahin aufgefaßt wissen, daß ephemere Ergötzungen eines Rummelplatzes schon genügten, um das Herz eines Volkes an seine Hauptstadt zu ketten oder Hauptstädte zu Attraktionen für andere Hauptstädte zu machen. Fern davon! Eine «Magie», die es nicht wagen darf, das Volk hinter die Kulissen blicken zu lassen, hat weder einen Massenwert noch einen Ewigkeitswert. Nur das zeitlos Wertvolle, das heißt das naturgesetzlich Attraktive, kann Menschenwerk zu einem Aktivposten unerschöpflicher Goldgruben machen.

Es ist wirklich seltsam, wie schwer sich Städtebauer in Vorstellung hineinzuleben pflegen, daß Attraktionen

Menschen anlocken und mit ihnen auch ihre Kaufkraft! Ein Warenhauskonzern wie Karstadt zum Beispiel konnte für das Jahr 1954 mit großem Stolz darauf hinweisen, daß ihm jeder Quadratmeter Verkaufsfläche einen Umsatz von 3900 DM eingebracht habe. Diese Feststellung besagt doch aber zugleich, daß Karstadt in der Lage war, von einem Verkaufspreis von 3900 DM gut 3 % = 120 DM für die nackten Hausunkosten zu bezahlen und daß diese Hausunkosten eine Rendite von 17 % bedeuten würden, wenn wir die baulichen Investitionen eines Warenhauses auf die doppelten Kosten eines Wohnhauses, das heißt auf 700 DM je m², veranschlagen würden. Aber diese Rechnung ist noch nicht ganz vollständig, denn die 700 DM an Investitionen enthalten doch nicht nur reine Baukosten, sondern auch einen Grundrentenwert von mehr als 300 DM je m². Die große Frage, die uns in diesem Zusammenhang hier interessiert, ist nun die: Hat Karstadt diesen Grundrentenwert von 300 DM je m² ganz allein mit seinen Warenauslagen geschaffen oder wurden sie von dem Lagewert des Grundstücks erzeugt, der wiederum eine Funktion seines Verkehrswertes ist? Das Geschenk einer Käufergemeinde und einer Stadtgemeinde erzeugte so einen Grundrentenwert, auf den nur öffentlich-rechtliche Korporationen, aber nicht private Parzellenbesitzer einen Anspruch haben. Aber die Goldgruben der Attraktionen von Verkehrswerten und Lagewerten auszubeuten, das haben unsere Städte noch nicht gelernt.

In seinem Büchlein «Von kommenden Dingen» (1917) schrieb Walter Rathenau, der damalige Generaldirektor der AEG und spätere Minister des Äußeren: «Würde die Hälfte der verschwendeten Weltarbeit in fügliche Bahnen gewiesen, so wäre jeder Arme der zivilisierten Länder ernährt, bekleidet und behaust.» Sicher, der Städtebau des 19. und 20. Jahrhunderts war überaus «einnehmend» auf Seiten der Parzellenbesitzer, aber genau so «ausgebend» auf der Seite der Gemeinschaft. Erinnert sich doch der Verfasser nur zu gut der Tatsache, daß die Besitzer des Aschinger-Grundstücks am Alexanderplatz in Berlin im Jahre 1928 nur einen Wert von 1200 RM je m² Grundstücksfläche versteuerten, von der Stadt aber einen Wert von 4481 RM verlangten und einschließlich aller Räumungskosten und sonstigen Nebenkosten einen Wert von 5842 RM ausgezahlt erhielten. Fünffache Steuerwerte in einem Enteignungs-Ersatzverfahren zu erhalten, ist doch wirklich sehr «einnehmend» für die Bodenspekulation, aber für jede Stadterneuerung geradezu tödend.

Ein ähnliches «einnehmendes» Wesen zeigte die Bodenspekulation überall dort, wo die öffentliche Hand Straßen und Verkehrsmittel (d. h. Leitungen der Volkskraft und der Kaufkraft!) erbaute und mit laufenden Zuschüssen versehen mußte, aber die von ihr geschaffenen Grundrenten in ihren Einflußgebieten ganz der privaten Spekulation überließ. So verschenkte zum Beispiel der amerikanische Staat in den Jahren 1862 bis 1864 (neben sonstigen Subsidien!) an die privaten Eisenbahnen einen Landbesitz von 37 Millionen Hektar, das heißt also einen Staat im Staate, der die Größe des deutschen Bundesgebiets von heute um 50 % überstieg. Und schenkte Hitler mit dem Bau der Autobahnen nicht ähnliche Grundrentenwerte an die Parzellenbesitzer ihrer Einflußgebiete?

Und all diese Bereicherungen der privaten Hand vollzogen sich mit welchen Zielen im Auge? Mit dem Ziele, Verkehr um jeden Preis zu schaffen? Auch zu Preisen, die nur in Irrenhäusern gezahlt werden? Sagt uns doch

eine amerikanische Erhebung vom Jahre 1952, daß die USA in ihrer gegenwärtigen Wirtschaft 5,7 Milliarden Pferdekräfte installiert hätten, also etwa 35 Pferdekräfte je Kopf der Bevölkerung. Aber was erarbeiten denn diese 35 Pferdekräfte ihren Besitzern? Beseitigen sie die Slums des Volkes? O nein! Lehrt uns doch die Statistik, daß nur etwa 0,6 % obiger Pferdekräfte in den Fabriken der Produktion tätig waren, daß aber 93 % der installierten Pferdekräfte im Automobilverkehr «Verkehr» machten, das heißt entweder stillstanden oder leerliefen! Denn der Automobilverkehr in Amerika ist doch noch ganz darauf eingestellt, den Menschen von Orten, in denen er am liebsten nicht wohnen möchte, in Orte zu fahren, in denen er am liebsten nicht arbeiten möchte! Es mag dem Leser zwar unglaublich erscheinen, daß ein Land der Wissenschaft, Technik und Wirtschaft immer noch ein Verkehrssystem unterhält, das hundertmal mehr Kräfte im «Verkehr» als in der Produktion verbraucht. Und doch ist es so!

3.

Der Leser wird uns nun entgegnen: «Was haben denn die «Goldgruben» der Verschwendung und Vergeudung von heute mit der Gestaltung einer Hauptstadt von morgen zu tun?» – Entscheidendes! Und sollten es unsere Bürgermeister und Städtebauer noch nicht wissen, dann sei es ihnen hiermit gesagt, daß sie die Verschwendungen von heute zu den Sparkassen von morgen machen müssen, wenn sie überhaupt daran denken wollen, die Städte von gestern und vorgestern den Lebensbedürfnissen der Menschheit von morgen und übermorgen anzupassen. Denn Umbauten kosten immer mehr als Neubauten.

Zwar ist es richtig, daß Geld und Kapital nicht die einzigen Baumeister von Hauptstädten sind. Die Symbole der geistigen und physischen Größe eines Staates sind doch nur sehr indirekt an wirtschaftliche Leistungsfähigkeiten gebunden – und doch bestehen sie aus Stahl und Steinen, und dies selbst dann, wenn das Primäre jeder Symbolisierung nicht die Quantität, sondern die Qualität der Energie ist, die Ewigkeitswerte schafft.

Als Friedrich der Große – neben anderen Schlössern! – sein Sanssouci in Potsdam erbaute, da zählte seine Hauptstadt Berlin nur etwa 100 000 Seelen und sein Preußenreich nicht mehr als 2,5 Millionen Einwohner. Wilhelm der Zweite jedoch herrschte über ein Reich von 68 Millionen Bürgern und in einer Hauptstadt von 3,8 Millionen Einwohnern; und doch, wie kleinlich schon seit 1850 der Bauwille Berlins und seiner Herrscher und Politiker wurde! Und sehen wir von der Selbsterhebung einiger Woolworth-Millionäre ab, die sich in den Wolkenkratzen von Manhattan ein persönliches Denkmal setzen wollten, dann hätten wir doch die allergrößte Mühe, in den versteinerten Städten des 19. und 20. Jahrhunderts auch nur ein einziges Sanssouci, Schönbrunn oder Versailles zu entdecken. Zwölffach gesteigerte Bevölkerungsziffern und vielfach gesteigerte Volkseinkommen werden uns in keiner Staatsbaukunst und in keiner Stadtbaukunst der Welt mehr sichtbar gemacht. Der Formwille im Staats- und Städtebau sank mit multiplizierten Quantitäten auf ein historisches Minimum an Qualität. Das Volksbedürfnis nach Repräsentation wurde zu volksverachtender Reklame und Volksgunst erbettelnder Politik.

Auch dürfen wir bei der Kostenfrage großstädtischer Gestaltungen doch nicht übersehen, daß «Repräsentation» doch ein Faktor ist, der in jedem wirtschaftlichen

Unternehmen seine Berechtigung und darum auch seinen «Etat» hat. Schöpferische «Generalunkosten» werden in jedem Unternehmen mit 1 % des Umsatzes oder mit 3 % des Einkommens in Ansatz gebracht. Was hieße ein solcher Prozentsatz im Falle von Berlin? Setzen wir eine RM von 1928 = zwei DM von 1955, dann hatte Berlin im Jahre 1928 einen Umsatz je Kopf von fast 11 000 DM und ein Einkommen von 3500 DM je Kopf. Ein Prozent vom Umsatz wären dann rund 450 Millionen DM gewesen; und wenn die 100 deutschen Städte über 50 000 Einwohner einen ähnlichen Beitrag zu den Hauptstadt-kosten des deutschen Reiches geleistet hätten, dann hätte Berlin aus dieser Finanzquelle allein den Betrag von über einer Milliarde DM zu erwarten gehabt.

Aber sehen wir uns die «Hauptstadt» Berlin auch einmal von ihrem baulichen Kostenstandpunkt aus an: Was im Jahre 1928 in Berlin reine «Hauptstadt», das heißt Regierungsstadt und nicht ausschließlich Handels- und Industriestadt, war, zählte nicht mehr als 120 000 Einwohner. Dieser Stadtgröße ihren baulichen Arbeits-, Wohn- und Zubehörfbedarf zu erbauen, würde nach heutigen Preisen in bester Ausführung und in Berücksichtigung dessen, daß eine solche Stadt von überdurchschnittlichen Einkommensschichten bewohnt sein würde, nicht mehr als 8 bis 9 Milliarden DM kosten. Der repräsentative Kern einer solchen «Hauptstadt», das heißt im wesentlichen seine «Arbeitsplätze», würde nicht viel mehr als zwei Quadratkilometer in Anspruch nehmen, und eine solche Fläche hätte etwa die Größe des alten Tiergartens oder des alten Berlin-Cölln plus seine Dorotheenstadt!

Die 9 Milliarden Baukosten der Hauptstadt hätten mit einer laufenden Rendite von über einer Milliarde auch gut finanziert werden können. Eine nur zehnprozentige Rendite für eine solche Finanzierung wäre schon deshalb gerechtfertigt, weil die «Hauptstadt» für ihre Bauten ja keine Steuern zu zahlen hätte, weil sie ihr Kapital weit billiger kaufen kann als private Unternehmungen und weil sie ihre Kapitalien nicht kurzfristig zu tilgen braucht. Der Bau des Ganzen einer Hauptstadt ist also weder eine ökonomische noch eine tektonische Utopie! Aber ist er auch eine politische Realität?

4.

In der Tat, mit dem Kapital allein kann man keine Hauptstadt bauen. Hauptstädte existieren im Geiste und in der Seele des Volkes, bevor sie gebaut werden. Potsdam erbaute sich als eine Staats- und Volksidee, die sich um einen Welt-Nobelpreis bewarb! Wir wiederholen: Als Knobelsdorff um 1746 herum für den großen Friedrich das «Sanssouci» erbaute, da zählte sein Preußen erst 2,5 Millionen Einwohner und sein Berlin nicht mehr als 100 000 Seelen. Selbst als Friedrich starb, lebten in seinem vergrößerten Preußen nur 5,5 Millionen Bürger und in seinem Berlin nicht mehr als 150 000 Seelen. Und baute Friedrich seine neuen Siedlungen in Brandenburg, Schlesien und sonstwo nicht mit Staatsetats, die 12 bis 22 Millionen Taler nicht überstiegen? Gewiß hatten 66 Millionen Mark vom Jahre 1786 eine vielfach höhere Kaufkraft, als sie sie heute haben würden. Andererseits aber dürfen wir auch nicht übersehen, daß das Berlin von 1928 allein mit städtischen Einnahmen und Ausgaben von gut einer Milliarde RM = 2 Milliarden DM zu rechnen hatte!

Ob die «Gartenstadt Potsdam» einst 22 oder nur 12 Millionen Taler gekostet hat (wie Werner Hegemann uns

das glauben läßt!), ist nicht entscheidend; entscheidend ist, ob Friedrich mit Berlin und Potsdam eine Großmacht erbaute, die Frankreich, England, Rußland und Österreich zu respektieren hatte. Für Staatsaufgaben von historischer Tragweite den richtigen Maßstab zu finden, ist gewiß nicht immer sehr leicht; und auf welches politische Ziel von morgen hätte ein Berlin von heute wohl zu blicken? Hätten die Großmächte der Könige, Kaiser und Cäsaren denn nicht ausgeträumt? Träumt die Welt von heute nicht ihre Demokratien, ihre Oligarchien, ihre Technokratien und ihre Plutokratien? Was auch immer einzelne Köpfe und Gruppen von ihrer Zukunft erleben und für sich erträumen mögen, die Realität für alle Völker wird doch immer die sein, daß eine Gruppe, ein Dorf, eine Stadt, eine Landschaft, ein Staat, ein Kontinent, ja «eine Welt» nicht ohne Führung und Regierung sein kann und sich darum die Symbole selbst zu schaffen und zu formen hat, die das Volk von einer Stufe seiner Kultur auf die nächst höhere heben.

Und doch, wie schwer es ist, sich vorzustellen, daß Berlin oder Frankfurt oder Hamburg derartige Sonntagsgedanken überhaupt zur Diskussion stellen würden! Erörtern wir einen solchen Zweifel an einem einzigen Beispiel: Jede der drei obigen Städte hat zur Zeit ihre Opernhausschmerzen. Denkt aber auch nur eine von ihnen über das Gestern hinaus, über das Heute hinweg und in das Morgen hinein? Es scheint, als hätten die Vertreter des Ich-Materialismus und des Ich-Kapitalismus ihre Zukunft bereits verspielt! Als Friedrich der Große im Jahre 1741 Knobelsdorff den Auftrag gab, das Opernhaus zu planen und zu bauen, da plante und baute er es für rund 2000 Hörer. Man wiederhole: 2000 Hörer für eine Stadt von 100 000 Seelen! Und heute? Heute würde man sich für großenhahn sinnig erklären, wenn man für 50 Einwohner einen Sitz im Opernhaus erbauen würde. Heute dürfte es nur ein Sitz für 1000 Einwohner sein – sagen uns unsere «Volksvertreter» im Zeitalter vermehrten Volkseinkommens und verminderter Arbeitsstunden!

Unsere Großstädte wuchsen seit 1850 ins phantastisch Große, Formlose und Sinnlose. Mit diesem Wachstum verloren die «Wasserköpfe» aber auch ihren inneren Auftrieb zur Form und Rasse. Die bauliche Rasse eines Peking oder Venedig hatte ja ohnehin keine der westlichen Großstädte mehr erreicht. Charakteristisch für fast alle Hauptstädte der neueren Geschichte ist doch auch, daß sie sich ein Versailles, ein Schönbrunn und ein Potsdam neben der Hauptstadt erbauen mußten, um sich «in Form» zu halten! Der innere Auftrieb zur höchsten Leistung, zum Akropolisbau, ging unseren Großstädten vollends verloren, als sie sich von Bürgern in Besitz genommen sahen, die sich selbst höher werten als ihre Familie, und ihre Familie höher als ihr Dorf, und ihr Dorf höher als ihre Stadt, und ihre Stadt höher als ihren Staat, und ihren Staat höher als Europa oder Asien oder Amerika! Gewiß, auch in der Geschichte stirbt das Große an seinem Kleinen. Auch Akropolis haben ihre Viren.